

Wiederkehr des Lektors?

Es hat sich inzwischen durchgesetzt, daß Männer oder Frauen aus der Gemeinde im katholischen Gottesdienst die Lesung vortragen. Den wenigsten, die an den Ambo treten, wird bewußt sein, in welcher großen Tradition sie stehen. Kirchenrechtlich Bewanderte wissen vielleicht noch, daß das Lektorenamt zu den niederen Weihen zählte, eine unbedeutende Vorstufe auf dem Weg zur Priesterweihe. Kunstkenner halten möglicherweise bei der Besichtigung eines alten Refektoriums Ausschau nach dem erhöhten Platz, von dem aus ein Mönch durch fromme Lektüre seinen Mitbrüdern die Mahlzeiten versüßt – oder versalzen hat. Literaturkenner denken vielleicht an die üppige Gastfreundschaft des Abtes in Umberto Ecos „Der Name der Rose“, an dessen Tisch, allen Ordensregeln zuwider, das wenn auch nur flüsternd gespendete Lob auf die exquisiten Schlemmereien den gebotenen Respekt für die Tischlesung vertreibt:

„In meiner Begeisterung über all diese Speisen ... war meine Aufmerksamkeit für die fromme Lesung ein wenig schwächer geworden. Sie wurde aufs neue geschärft durch ein heftig zustimmendes Grunzen des alten Jorge, das, wie ich gleich darauf merkte, einer Stelle aus der Regel des heiligen Benedikt galt. Einer Stelle, die den gestrengen Jorge zweifellos sehr befriedigen mußte.“¹

Kaum einem wird klar sein, daß er als Laie mit der Ausübung des Lektorenamts ein frühchristliches, ja ein jüdisches Erbe antritt.

Alttestamentliche Vorbilder

Der Vorleser ist von seiner geschichtlichen Herkunft her nicht einfach ein schriftkundiger Verlautbarer. Schon bei den alten Ägyptern steht er in göttlichem Dienst. Indem er die Heiligen Texte verwaltet und vermittelt, gewinnt er eine religiös beglaubigte Autorität. Auch im Alten Testament wird der Vorleser der Weissagen zu einem Führer des Volks. Vom Berg zurückgekehrt, verkündete Mose alle Worte Jahwes und alle Satzungen. Nach dem Brandopfer „nahm er die Urkunde des Bundes und verlas sie vor dem Volk. Sie antworteten: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun; wir wollen gehorchen“ (Ex 24, 7). König Joschija versammelte nach dem Wiederfinden des Gesetzbuchs alle Ältesten Judas und Jerusalems. „Er ließ ihnen alle Worte des Bundesbuchs vorlesen, das im Haus des Herrn gefunden worden war. Dann trat der König an die Säule und schloß vor

dem Herrn diesen Bund ... Das ganze Volk trat dem Bund bei“ (2 Kön 23, 2f.). In Babel verlas Baruch „den Wortlaut dieses Buches vor König Jojachin von Juda, dem Sohn Jojakims, und vor dem ganzen Volk, das zusammengekommen war, um die Schrift zu hören. Er las vor den königlichen Beamten und Prinzen, vor den Ältesten und dem ganzen Volk, vom Kleinsten bis zum Größten, vor allen, die in Babel am Fluß Sud angesiedelt waren“ (Bar 1, 3f.). So ausladend schildert der Verfasser die dem Vorleser verliehene gemeinschaftsbildende und -bindende Kraft.

Besonders auffällig beschreibt Nehemia die hervorgehobene Funktion des beauftragten Vorlesers in der Geschichte des Priesterschreibers Esra, der nach langer Schriftvergessenheit die Israeliten wieder mit den Weisungen vertraut machen soll. Man zimmert ihm dafür vor dem Wassertor eigens eine hölzerne Tribüne, die ihn über alle heraushebt. Von hier aus eröffnet er den Männern und Frauen und allen, die fähig waren, ihn zu verstehen, den heiligen Text, vom Morgenlicht bis zum Mittag.

„Esra öffnete das Buch vor aller Augen; denn er stand höher als das versammelte Volk. Als er das Buch aufschlug, erhoben sich alle. Dann pries Esra den Herrn, den großen Gott; darauf antworteten alle mit erhobenen Händen: Amen, amen! ... Man las aus dem Buch, dem Gesetz Gottes, in Abschnitten vor und gab dazu Erklärungen, so daß die Leute das Vorgelesene verstehen konnten“ (Neh 8, 6.8).

Damit kommt eine zweite Funktion ins Spiel. Esra ist Vorleser *und* Interpret. Seine Autorität erstreckt sich auch auf die Deutung, die Übersetzung der Weisung in das Leben der Zuhörer. Er beharrt nicht in Verkündigerpose auf seiner Tribüne, sondern er geht auf seine Gemeinde zu, die erschrocken zu weinen begann, als sie die Worte des Gesetzes vernahm. Zusammen mit seinen Leviten tröstet er sie und verwandelt ihre Trauer in Freude. „Da gingen alle Leute nach Hause, um zu essen und zu trinken und auch anderen davon zu geben und um ein großes Freudenfest zu begehen; denn sie hatten die Worte verstanden, die man ihnen verkündet hatte“ (Neh 8, 12). Die Geburtsstunde des Laubhüttenfestes! Esra, der Vorleser, ist als spiritueller Führer *herausgehoben*, aber nicht *abgehoben*, er ist Botschafter Gottes und Diener der menschlichen Freude, er ist Führer und Freund.

Vorlesen heißt: andere mitnehmen

Wiedergeben, Erläutern, Integrieren in der vom Text geschenkten Autorität: das sind Merkmale des alttestamentlichen Vorlesers. Jeder kann in der Synagoge zu diesem Dienst aufgerufen werden. Vorlesen war kein priesterliches Privileg. Auch Jesus stand, wie Lukas erzählt, in dieser Tradition, als er in der heimatlichen Synagoge aus der Jesaja-Rolle vortrug und die Stelle deutete (Lk 4, 16ff.). Nur die Integration der Gemeinde mißlang. Wie läßt sich dieser plötzliche Stimmungsumschwung nach anfänglicher begeisterter Zustimmung erklären? War es nur das

Befremden, daß sich ein allen seit Kindheit bekannter Mitbürger als der erwartete Messias proklamierte oder hat nicht auch Jesus – immer nach der Erzählung des Lukas, die hier von der Markusvorlage (Mk 6, 1–6) beträchtlich abweicht – durch einen harten Konfrontationskurs dazu beigetragen, daß die Gemeinde ihm nicht mehr folgen wollte? Während Esra, das große Vorbild, auf die verzweifelte Stimmung des Volks eingeht und sie umzustimmen versteht, findet Jesus kein Wort des Verständnisses für die aufkommende Skepsis, sondern macht sofort einen scharfen, geradezu provozierenden Schnitt zwischen sich und seinen Mitbürgern. Konnte die Botschaft so ankommen?

Nach Ostern, in der Emmaus-Perikope, die im ersten Teil eine Vorleseszene ist, lernen wir Jesus kennen als einen Vor-Leser, der zu gewinnen, der einzunehmen, der zu integrieren versteht, ohne von seiner Botschaft Abstriche zu machen. Wie Jesus – immer in der Schilderung des Lukas – „dazugelernt“ hat, wird einem klar, wenn man die Emmaus-Perikope mit kommunikationspsychologisch geschultem Blick betrachtet. Da fällt zunächst die feine Diskretion des hinzutretenden Wanderers auf, der die verzweifelten Jünger Mose und die Propheten in neuem Licht sehen läßt. Er überwältigt sie nicht in missionarischem Eifer, sondern spricht von sich selbst nur verhüllt, in der dritten Person. Dann die Feinfühligkeit, die Sensibilität für die anstehende, aufwühlende Frage. Er hört zu, was die beiden bewegt, und hier setzt seine Deutung an. Und er verlangt keine umgehende Zustimmung, sondern läßt Zeit und Raum für die Auseinandersetzung. Erst auf dem Heimweg, im nachhinein, geht den Emmausjüngern auf, wie die gemeinsame Bibelstunde unterwegs sie angefeuert hat: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloß?“ (Lk 24, 32).

Vorlesen, Deuten, Integrieren – hier ist es gelungen. Aber der Vorleser ist in dieser Szene aus dem liturgischen Rahmen entlassen, er kann „unvorschriftsmäßiger“, freier, situationsgemäßer auf seine Zuhörer zugehen. Hier vollzieht sich Vorlesen nicht auf der Bühne, sondern in vertrauter Nähe. Zu Beginn seiner Apostelgeschichte hat Lukas eine zweite Vorleseszene dieser Art gemalt: in der Geschichte vom äthiopischen Kämmerer, dem Philippus aus seiner individuellen Lese- und Verstehensnot heraushilft, weit entfernt von der Synagoge, auf der menschenleeren Straße, die von Jerusalem nach Gaza führt, und auf der der Fremde, nach Lektüre und Taufe, „voll Freude“ weiterzieht (Apg 8, 39).

Der Lektor in der frühen Kirche

In der jungen Kirche entwickelt sich das Lektorenamt als Gemeindeamt. Man hat den synagogalen Brauch übernommen, Mose und die Propheten – ein Neues Testament gab es ja noch nicht – vorzulesen. Hinzu tritt später die Verlesung der Paulusbriefe. Ausdrücklich verlangt der Völkerapostel von den Thessalonichern:

„Ich beschwöre euch beim Herrn, diesen Brief *allen* Brüdern vorzulesen“ (1 Thess 5, 27). Und im Kolosserbrief geht seine Forderung noch weiter: „Wenn der Brief bei euch vorgelesen worden ist, sorgt dafür, daß er auch in der Gemeinde von Laodizea bekannt wird, und den Brief an die Laodizener lest auch bei euch vor!“ (Kol 4, 16). Die Botschaft des Paulus ist eine Botschaft für alle – über die Gemeindegrenzen hinaus. Erst durch den Vorleser wird sie dazu.

Dieses wichtige Amt ist Laien anvertraut worden. Wie es im einzelnen ausgeübt wurde, ist nicht überliefert. Aber wenn die junge Kirche am synagogalen Brauch anknüpfte, dürfen wir annehmen, daß sich dieser Dienst nicht in bloßer Verlautbarung erschöpfte, sondern auch eine Erläuterungs- und Deutungskompetenz einschloß. Bedurften doch zumindest die theologisch befrachteten Paulusbriefe einer hinführenden Kommentierung, wie man aus einer Bemerkung im Zweiten Petrusbrief schließen darf: „In ihnen ist manches schwer zu verstehen, und die Unwissenden, die noch nicht gefestigt sind, verdrehen diese Stellen ebenso wie die übrigen Schriften zu ihrem eigenen Verderben“ (2 Petr 3, 16).

Was waren das für Leute, die auch solche schwierigen Texte flüssig und vollständig vorgelesen (und erläutert) haben? Gebildete auf jeden Fall, denn in der Antike boten Texte wenig Lesehilfen. In der „scriptio continua“, der fortlaufenden Schrift, mußte man immer erst die Buchstabengruppen herausfinden, die zusammengehörten. Dasselbe galt auch für das Herausfinden syntaktischer Einheiten. Ein Sklave, der „ab oculo“, also „vom Blatt“ las, galt daher als besonders wertvoll. Zwei Ausbildungsjahre mußte man investieren, bis einer zügig vorlesen konnte, so sagte man. Zu dieser Kompetenz mußte bei den Lektoren in der Gemeinde noch etwas wie ein geistlicher Sinn hinzukommen, wenn es nicht bei einem bloßen Vortrag des Textes sein Bewenden haben sollte. Solche Doppelbegabungen werden rar gewesen sein, selbst wenn man unterstellt, daß die Alphabetisierung im römischen Weltreich weit fortgeschritten war.

Sicher war es etwas Besonderes, Lektor zu sein, man war *herausgehoben* im Leben der Gemeinde, *abgehoben* aber sollte man nicht sein. Man könnte vielmehr von einer „kommunikativen Symbiose“ sprechen. Ausdrücklich gilt die erste Seligpreisung der Apokalypse nicht dem Vorleser allein und nicht den Befolgern allein, sondern nur ihnen zusammen: „Selig, der da lieset *und* die da hören die Worte der Weissagung“, heißt es in der klangvollen Übersetzung der Lutherbibel (Offb 1, 3). Die himmlische Glücksverheißung ist in dem „und“ verankert.

Priesteramt oder Laienamt?

Daß es zu Spannungen, vielleicht sogar zu Konkurrenzverhältnissen zwischen Lektor und Presbyter kam, läßt sich vermuten. Das könnte ein Grund dafür gewesen sein, daß das Lektorenamt nach dem 3. Jahrhundert dem Laienstand mehr

und mehr entglitt und klerikalisiert wurde. Eine entscheidende Rolle spielte aber die Missionierung der germanischen Stämme, die durchweg noch nicht lesekundig waren, so daß man mit einer ausgebildeten Lektorenschicht nicht rechnen konnte. Bis ins hohe Mittelalter hinein übernahmen Kleriker das Vorlesen der Frohen Botschaft und ihre Deutung zumal. Gestützt wurde diese Privilegierung dadurch, daß Latein Kirchensprache war. Erst im Spätmittelalter regte sich Widerstand gegen diese Vormundschaft. Laien, die vor allem in den Städten eine Schulbildung genossen hatten, begehrten jetzt eine unvermittelte Partizipation an der Schrift.

Im Spiegel der Kunstgeschichte läßt sich diese Emanzipationsbewegung anschaulich nachvollziehen, besonders in der Darstellung der Verkündigung. Auf antiken und mittelalterlichen Darstellungen besucht der Erzengel eine demütige Magd, die mit der Spindel in der Hand – symbolisch – einen neuen Vorhang für den Tempel wirkt. Seit dem 11. Jahrhundert tritt nach und nach das Buch an die Stelle der Spindel. Zunächst ist das Buch noch geschlossen, dann liegt es aufgeschlagen vor Maria, die intensiv in die Lektüre vertieft ist. Schließlich findet man die Gottesmutter thronend in einer kleinen Bibliothek. Wie sollte man frommen Frauen das Lesenlernen verwehren im Angesicht eines solchen Lesevorbilds?

Für die Männer taucht auch ein Lesepatron auf: Hieronymus im Gehäuse, dessen Ikonographie schon den späteren Rückzug in eine gesellschaftsdistanzierte Innerlichkeit des Lesers andeutet, die letztlich die Vorstellung vom „einsamen Leser“ prägen sollte. Zum Erfolg der reformatorischen Bewegung trug entscheidend bei, daß sie die Tür zum Selberlesen der Bibel weit, aber nicht zu weit aufstieß. Von einer „Demokratisierung“ des Bibellesens durch Martin Luther kann nicht die Rede sein. Er vertraute das Lektorenamt in den „Hauskirchen“ dem Hausvater an, der seiner Familie und dem Gesinde aus der Frohen Botschaft mitzuteilen hatte. Die Leitfigur des Vorlesens blieb also auch im Protestantismus erhalten, der Gemeindepfarrer gewann sogar das Vorlesemonopol zurück, wogegen der Pietismus entschieden Front machte. Im katholischen Bereich regelte das Kirchenrecht, daß nur geweihte Personen an den Ambo treten durften. Erst nach dem Konzil besann man sich darauf, daß schon Taufe und Firmung dazu beauftragen und berechtigen, im Gottesdienst die Lesungen vorzutragen.

Wiederkehr des (Laien-)Lektors? Gemessen an dieser großen Tradition ist ihm etwas Entscheidendes (noch?) vorenthalten: ein Wort der Deutung. Unterhalb der Sprachebene sendet er freilich mehr Deutungssignale aus, als ihm bewußt sein mag, durch sein Auftreten und durch die Art seines Vortrags. Er setzt durch seine Stimmhöhe, durch Pausen, durch Betonungen Akzente. So gibt er zu erkennen, was ihn an dieser Perikope bewegt hat, oder ob er völlig unvorbereitet in den Text hineinstolpert. Dabei fällt dem Laien im Gottesdienst der schwierigere Vorlesepart zu, denn die Bildhaftigkeit des Alten Testaments ist dem modernen Gläubigen schwer zu vermitteln und die jüdischen Namen und Begriffe erweisen sich

als wahre Zungenbrecher. Auch ein Paulusbrief mit seinem verschachtelten Satzbau ist schwerer zu vermitteln als die eingängigen, allzu bekannten Perikopen aus den Synoptikern. Um so wichtiger wäre, daß sich Lektoren an das Vorbild des Rabbi Aqiba (gestorben 135 n. Chr.) hielten, der sich weigerte, öffentlich aus der Schrift vorzulesen, weil er diesen Abschnitt nicht zwei- bis dreimal vorher durchgegangen sei. „Der Mensch darf die Worte der Heiligen Schrift vor der Gemeinde nicht sagen, bevor er sie nicht zwei- oder dreimal vor sich selbst vorgetragen hat. Denn es steht geschrieben: ‚Es redete Gott alle diese Worte‘ nämlich zu sich selbst, und dann folgt: ‚um sie zu sagen‘ (Ex 20, 1), nämlich öffentlich, dem Volk.“²

Es ist ein kommunikatives Geschehen eigener Art, das sich zwischen Schrift, Vorleser und Gemeinde, in diesem Dreischritt, ereignet. So schreibt Klemens Richter:

„Der Lektor ist zwar Sender und die Gemeinde Empfänger des Gelesenen. Aber der Hörer empfängt nicht eine Mitteilung des Lektors, sondern durch diesen das Wort Gottes. In dieser hintergründigen Kommunikation ist *Gott* der Sender und der Leser zuerst einmal Empfänger der Selbstmitteilung Gottes. In dem, was der Lektor dann mitteilt, kommt zum Ausdruck, wie er selbst als Empfänger auf die Botschaft Gottes reagiert, ob er überhaupt davon berührt wird. Die hintergründige Kommunikation ist vertikal: Gott spricht zum Menschen; die vordergründige ist horizontal: Ein vom Wort Gottes berührter Christ teilt dieses Wort und seine Betroffenheit den Mitchristen mit.“³

Lektorendienst im Alltag

Die Kommunikation der Frohen Botschaft ereignet sich nicht nur in vorgezeichneten liturgischen Bahnen. Der Vorleser hat den Kirchenraum verlassen und ist draußen vielfach anzutreffen, wo sich das Gespräch über den Glauben zellenhaft durch die Gesellschaft hindurchzieht. Im Zentrum dieser Zellen, das hat die demoskopische Analyse gezeigt, trifft man Menschen an, die Gelesenes mitteilen und dadurch dem gesellschaftlichen Diskurs neue Impulse geben. Das, was sie aus ihrer Lektüre gewonnen haben, betrachten sie nicht als Privatbesitz, sondern sie geben zeitversetzt das Gewonnene gern und freigebig weiter. Das gilt für Leser religiöser Literatur in besonderem Maß. Sie sind – implizite – Vor-Leser, wenn auch in einer nicht liturgisch gebundenen Form⁴.

Ihre kommunikative Vitalität zeigt sich, wenn man sich ihr Verhalten vergleichend anschaut. Ein Drittel aller deutschen Erwachsenen unterhalten sich ab und zu auch über religiöse Fragen. Unter den Lesern religiöser Literatur sagen das zwei Drittel. Auf lebhaftere Interaktion dieser Gruppe deuten einzelne Selbstaussagen. „Ich bin Mitglied eines Gemeindekreises, eines kirchlichen Vereins, und da beschäftigen wir uns auch mit religiösen Fragen“, sagen 31 Prozent von ihnen, in der Gesamtbevölkerung nur 9 Prozent. „Ich gehe ab und zu zu einem Vortrag

oder einer Diskussion über religiöse Fragen“, antworten 28 Prozent von ihnen, in der Gesamtbevölkerung nur 6 Prozent. Zwei Drittel dieser Gruppe sind der Meinung, daß sich Gedanken aus religiösen Büchern gut im Gespräch mit anderen verwenden lassen⁵. Sie haben also bei der Lektüre schon im Hinterkopf, daß sie für andere mitlesen. Gedanklich nehmen sie das Lesen-mit-teilen vorweg.

Wenn man die Wiederkehr des Lektors bedenkt, dann darf man also nicht nur an den Auftritt des Laien im Gottesdienst denken. Zu bedenken ist auch sein Auftritt in der alltäglichen Lebenswelt. Auch hier sagt der Leser die Frohe Botschaft weiter, nur nicht wortwörtlich, sondern sinngemäß, bezogen auf Fall und Frage, hindurchgegangen durch seine persönliche Erfahrung. Bestätigung, Kritik, Verknüpfung, Deutung sind dem, was der Leser aus seinem literarischen Gedächtnis abliest, hinzugefügt, so daß man vielleicht gar nicht mehr erkennen kann: Was sagte der Autor, was sagt der Leser? Doch gerade diese Umprägung macht die Glaubensmitteilung lebensnah, für manchen überhaupt erst glaubwürdig und akzeptabel. Dieser Lektorendienst jenseits des Ambos macht die Frohe Botschaft auch da präsent, wohin die pfarrliche Verkündigung nicht mehr reicht. So tut sich vor dem demoskopisch geschärften Blick ein Lektorenamt zweiter Stufe auf, das für die Vermittlung der christlichen Botschaft immer wichtiger werden dürfte. In der religiösen Lesekultur, die weiter verbreitet ist, als die Klage katholischer Buchhändler und Bibliothekare vermuten läßt, ist der Kirche ein Verkündigungspotential zugewachsen, das jegliche Förderung verdient. Alles, was die Kirche in die Pflege und das Wachstum dieser Lesekultur investiert, investiert sie nicht nur in das „persönliche Seelenheil“ des einzelnen, sondern gleichzeitig in die situationgerechte Weitergabe ihrer Botschaft an und in die Welt.

Das kann man freilich nur als eine pastorale Chance erkennen, wenn man ein neues Bild vom Leser vor Augen hat. Allzu lange war der Leser für die Kirche Objekt besorgter Bevormundung und Leitung. Unübertroffen hat der Historiker und Apologet des Index Joseph Hilgers dies als ein Recht und eine Pflicht der kirchlichen Obrigkeit formuliert:

„Darum hat kein Mensch das Recht, sich dagegen aufzulehnen, viel weniger noch als das unerzogene Kind sich gegen die väterliche Zuchttrute auflehnen darf, zumal da – wenn man hierbei überhaupt von einer Zuchttrute sprechen kann – das kirchliche Bücherverbot nicht so sehr der väterlichen Strafe als vielmehr der mütterlichen Mahnung und Warnung gleicht.“⁶

Mit der Abschaffung des Index ist freilich der Geist des Index noch nicht völlig ausgestorben, wie man aus mancher reglementierenden Äußerung aus dem Vatikan schließen muß. Umzudenken, Kompetenz zu teilen, den Leser als Partner in der Verkündigung vertrauensvoll anzunehmen, in einer gewissen Weise die frühchristliche „Arbeitsteilung“ zwischen Lektor und Presbyter zu akzeptieren und zuzulassen, ist sicher nach Jahrhunderten patriarchalischer Leserlenkung nicht einfach. Und doch könnte diese unauffällige, bescheidene Wahrnehmung des

Lektorendienstes draußen in der Welt eine jener sachlichen und allgemeiner verbreiteten Gnadengaben sein, die, wie es in der Dogmatischen Konstitution über die Kirche heißt, mit Dank und Trost angenommen werden sollten, da sie den Nöten der Kirche besonders angepaßt und nützlich sind⁷.

Paulus nennt im Ersten Korintherbrief vor allem Beispiele geistgeleiteter Kommunikation: Erkenntnisrede, Weisheitsrede, prophetische Rede, Zungenrede. Wäre diesem Katalog ein weiteres Charisma anzufügen: Lesen – mit-teilen, Vorlesen in gemeinschaftlicher Nähe? Dürfen wir annehmen, daß auch in diesem Kommunikationsgeschehen verborgen der inwendige Lehrer mit im Spiel ist, der neue Wege der Vermittlung auf-tun will, weil herkömmliche Wege undurchdringlicher geworden sind? Der Menschen, die sich lesend mit Gott und der Welt auseinandersetzen, befähigt und antreibt, andere mitzunehmen in die heilsame und heilende Botschaft? Der aus der Zuwendung zum Buch eine Zuwendung zum Hörer wachsen läßt? Von Eugen Biser stammt diese Umdeutung des cartesianischen Grundatzes: „Ich lese, also bin ich.“ Dieser Satz ruft nach einer Ergänzung: „Ich lese vor – also liebe ich.“

ANMERKUNGEN

¹ U. Eco, *Der Name der Rose* (München 1986) 125.

² Zit. n. K. Richter, *Die Messe lesen?*, in: *Glauben durch Lesen?* (Freiburg 1990) 48.

³ Ebd. 49.

⁴ L. Muth, *Der Leser als Vorleser*, in: *Lesen im Austausch. Eine pastorale Gestaltungsaufgabe* hg. v. dems. (Freiburg 1999).

⁵ Nach einer Allensbacher Untersuchung über „Chancen für das religiöse Buch“ (Stuttgart 1995).

⁶ J. Hilgers, *Der Index der verbotenen Bücher* (Freiburg 1904) 23.

⁷ LG 12.